

# DMITRIJ KAPITELMAN

ROMAN



# RUSSISCHE SPEZIALITÄTEN

HANSER  BERLIN

# Leseprobe

## Das Buch

Eine Familie aus Kyjiw verkauft russische Spezialitäten in Leipzig. Wodka, Pelmeni, SIM-Karten, Matrosenshirts – und ein irgendwie osteuropäisches Zusammengehörigkeitsgefühl. Wobei, Letzteres ist seit dem russischen Überfall auf die Ukraine nicht mehr zu haben. Die Mutter steht an der Seite Putins. Und ihr Sohn, der keine Sprache mehr als die russische liebt, keinen Menschen mehr als seine Mutter, aber auch keine Stadt mehr als Kyjiw, verzweifelt. Klug ist es nicht von ihm, mitten im Krieg in die Ukraine zurückzufahren. Aber was soll er tun, wenn es nun einmal keinen anderen Weg gibt, um Mama vom Faschismus und den irren russischen Fernsehlügen zurückzuholen? Ein Buch, wie nur Dmitrij Kapitelman es schreiben kann: tragisch, zärtlich und komisch zugleich.

## Der Autor

Dmitrij Kapitelman, 1986 in Kyjiw geboren, kam im Alter von acht Jahren als »Kontingentflüchtling« mit seiner Familie nach Deutschland. Er studierte Politikwissenschaft und Soziologie an der Universität Leipzig und absolvierte die Deutsche Journalistenschule in München. Heute arbeitet er als freier Journalist. 2016 erschien sein erstes, erfolgreiches Buch *Das Lächeln meines unsichtbaren Vaters*, für das er den Klaus-Michael Kühne-Preis gewann. 2021 folgte *Eine Formalie in Kiew*, für das er mit dem Buchpreis Familienroman der Stiftung Ravensburger Verlag ausgezeichnet wurde.

Dmitrij Kapitelman. *Russische Spezialitäten*  
192 Seiten. Gebunden. Auch als E-Book  
Erscheint am 18. Februar 2025

[hanser-literaturverlage.de](http://hanser-literaturverlage.de)

Umschlag: Anzinger und Rasp, München, KI-generiert / Midjourney

## Der Wetterreporter von Atschinsk und meine Mutter-Sprache

Der russische Wetterreporter warnt das russische Fernsehvolk. Und somit auch meine russisch fernsehvölkische Mutter. Die seit Jahrzehnten vom sichersten aller Ostdeutschlands aus an der russischen Welt teilnimmt, Leipzig.

»Im sibirischen Atschinsk wüten für diese Jahreszeit ungewöhnlich heftige Schneestürme und Eisregen, bei bis zu minus 30 Grad. Einwohner sind aufgerufen, möglichst zu Hause zu bleiben.« Die Fernsehbilder zeigen indes Bewohner von Atschinsk, wie sie seelenruhig ihrer schneegepeitschten Frühlingswege gehen. Rentner schleppen ihre russischen Einkäufe in Richtung russischer Wohnblöcke aus der Sowjetzeit. Rechts russischer Schnee, der ihnen über den Kopf ragt, links russischer Schnee, der ihnen über den Kopf ragt. Ein geteiltes russisches Schneemeer, als hätte Moses kurz in Atschinsk Hand angelegt. Damit die Leute sich weiterhin gelobte Flusskrebskonserven und in Russland eingelegte Tomaten kaufen gehen können. Im heutigen Russland würde Moses (mit väterlich russischem Namen Moses Amramowitsch) sicher trotzdem nach russischem Recht verhaftet werden – wegen Spaltung.

Ein mit Dutzenden Schals verummter Junge schaukelt im Schneesturm. Milizionäre und Feuerwehrleute klopfen an Dächern hängende Eiszapfen auf Volksfeindlichkeit ab. Immerhin, die Straßenhunde von Atschinsk sieht man fiepend nach einem Unterschlupf suchen. Komisch, dass sie die Hunde mit reingeschnitten haben beim russischen Propagandasender.

Russische Realitäten, selbst die der russischen Köter, sind normalerweise nichts für die Russen da draußen.

»Na und?! In Atschinsk sind es auch schon mal minus 50 Grad!«, ruft meine Mutter, dem Wetterreporter irgendwie recht und doch eine kältekulturelle Korrektur gebend. In symbiotischer Dissonanz zur russischen Sendung. Stolz schwingt dabei in ihrer Stimme. Worauf eigentlich? Die mächtige russische Kälte? Die Fähigkeit der sibirischen Shopper und Schaukler, diese unerbittliche Kälte wegzurussen?

Durch das Küchenfenster fällt etwas sächsisches Sonnenlicht auf das grau gelb gewordene Haar meiner Mutter. Sie raucht zu viel und altert zu viel. Das Zigarettensopfggerät musste sie aus Abnutzungsgründen ersetzen. Auf dem Esstisch sind wie immer Hunderte Dinge, die nichts mit Essen zu tun haben. Tabakeimer, Ladekabel, Tabletten, Katzenkämme, Briefe, ausgerissene Kalenderseiten. Und auch gebratene Auberginen, irgendwo unter alldem begraben, mit Walnusspaste nach georgischer Art. Die beherrscht meine Mutter inzwischen meisterhaft russisch. Seit unser eigener Russische-Spezialitäten-Laden, der Магазин, geschlossen wurde, ist sie Rentnerin. Und runder geworden, ohne die Kanten zu verlieren. Im Gegenteil. Sie wird Großmutter Kante um Kante ähnlicher.

Großmutter bestand wiederum täglich darauf, die deutschen Wetterberichte zu sehen. Je öfter am Tag, desto besser. Und blieb doch die meiste Zeit in der deutschen Wohnung. Denn da draußen verstand kaum jemand meine russisch sprechende Großmutter. Ihre Tochter schaut nun im unpogromigsten aller Ostdeutschlands jeden Tag etliche Wetterberichte für Russland. Ich gezwungenermaßen manchmal mit, wenn ich sie und Papa besuche. Und denke dabei öfter, dass sich die Atmosphäre eines Landes recht genau daran messen lässt, wie politisiert seine Wetterberichte sind. Auf den Übersichtskarten mit

allen großen russischen Städten tauchen neuerdings militärisch geraubte ukrainische Städte auf, als wären sie schon immer genau da verzeichnet gewesen: Russisch-Donetsk, drei Grad und Schneeregen beispielsweise.

In Russland selbst hat meine Mutter paradoxerweise kaum je Zeit verbracht. Geboren wurde sie in Sibirien, doch mit drei Jahren brachte Großmutter ihr Töchterchen ins wärmere Moldawien – die kleine Lara vertrug die russische Kälte nicht. Ihr russischer Vater war da schon über alle Berge und ließ die beiden zurück. In Moldawien wuchs meine Mutter zur Frau heran. Und diese Frau beschloss, einmal volljährig, in das große Kyjiw zu gehen. 1986 war sie ein zweites Mal in Russland, und auch das lediglich für einen Kurztrip nach Moskau. Dorthin trug sie mich mit in ihrem Bauch. Vielleicht, damit ich die sprachgewaltigste Stadt aller sprachgewaltigen russischen Städte schon einmal durch ihren Körper hindurch hören konnte. »Moskau, das ist eine Stadt, wie es sie nicht noch einmal gibt«, schwärmt sie noch heute. Entbunden und erzogen hat sie mich dann aber natürlich wieder zu Hause, in Kyjiw. In der Hauptstadt der Ukraine. Außer ihrer Sprache und ihrem sprechenden Fernseher verbindet meine Mutter also fast nichts mit dem russischen Staat.

Aber was heißt schon »außer« Sprache? Seit diesem Krieg weiß ich überhaupt nicht, was Sprache eigentlich ist. Was sie soll. Was sie will. Was sie kann. Ob sie gehört, wem sie gehört, wohin sie gehört. Wie sehr Sprache der Zeit hörig ist.

Mein Verhältnis zur Sprache meiner Mutter, meiner Muttersprache, war nicht immer so entmündigend politisch. Es gab Zeiten, da waren die Wörter zwischen uns treue Boten des Vertrauens. Nicht undurchsichtige Vertreter von Zusammengehörigkeit oder ewiger Trennung. Von Unschuld und Kriegsverbrechen, Leben und Tod letztlich.

Viele Wetterberichte ist es her, da standen meine noch junge, unabhängig ukrainische Mamochka und ich vor unserem sowjetischen Wohnblock in Kyjiw. Ein märchenhafter Winterabend Anfang der Neunzigerjahre, an dem fast alle ukrainischen Nachbarn unabhängig voneinander beschlossen hatten, spazieren zu gehen. Über den knackend kichernden Schnee. Kinder der unabhängigen Ukraine fuhren Schlitten auf der jüngeren Geschichte, schaukelten und sangen Lieder von Eisbären. Gleich neben dem Spielplatz verteilte Moses Flusskrebse am Stiel. Die störenden Schalen spaltete er natürlich für jeden und schenkte den unabhängigen ukrainischen Straßenhunden die Reste. Und als Milizionäre kamen, um die Papiere von Moses Amramowitsch zu kontrollieren, zeigte er ihnen seinen Heiligenschein. Also sind sie wieder davongestampft, jeder fröhlich mit einem Flusskrebs am Stiel. Gut, seien wir ehrlich, sie haben jeder zwei Krebse für sich einverlangt. Ja selbst die unabhängig ukrainischen Alkoholiker ringsherum schütteten die grünen Parfümfläschchen, die sie notgedrungen sofften, beseelt in den blütenweißen Schnee. Und marschierten, wenn auch schlängelnd, zum Kiosk, um sich entgiftenden Birkensaft zu bestellen. Bis auf Yashka, dem war herzlich egal, was er noch soff. Weil Yashka eh angefangen hatte, seine Organe zu verkaufen. Die nicht länger vom Weltkrieg, von stalinistischen Säuberungen, Gulagsystem, Aufbruch, Umbruch und Abbruch des sowjetischen Systems verbitterten Senioren saßen nun auf unabhängigen ukrainischen Bänkchen. Und erzählten ihren Mitmenschen Wintermärchen. Wobei sie nicht gern hörten, wenn man ihre Geschichten als Märchen bezeichnete. Nein, sie bestanden darauf, dass es Legenden seien. Denn jeder weiß doch, dass Legenden nichts anderes als eine glückliche Familie vieler Erzählungen sind. Und unabhängige ukrainische Erzählungen, die kommen von den unabhängig ukrainischen Leuten, die kann

man als nahezu gesichert annehmen. Was unabhängig ukrainische Erzählungen fast so zuverlässig macht wie Wetterberichte.

Viele schier elektrisierte Zuhörer lauschten also andächtig den Ältesten im Wohnblock. Deren von Weisheit honigweich gewordene Stimmen in Eintracht mit den Schneeflocken durch die Nacht schwangen. Manche alten Legendenwetterberichter erzählten auf Russisch, andere auf Ukrainisch: »Ja, *dorogije Ljudi* (russisch), ja, *dorohije Ljudini* (ukrainisch), es ist wahr. Wer es schafft, bis zu den Eiszapfen an den Dächern der höchsten Chruschtschowkas im Viertel zu klettern, und für jedes Mitglied einen der magischen Eiszapfen abbricht, dem wird die Familie ewig gesund bleiben!« Unter dem Jubel der Leute in unserem Wohnblock warfen die jungen, kräftigen ukrainischen Männer ihre Mützen in den Schnee, rannten los und kletterten an den höchsten sowjetischen Chruschtschowkas hoch. Damit nichts in der Welt ihren Familien je wieder Leid zufügen können würde. Die Feuerwehr stand anfeuernd bei und breitete für alle Fälle, um nicht zu sagen Stürze, Auffangnetze aus. Was haben wir gelacht, wenn einer der jungen unabhängig ukrainischen Männer fiel, gleich wieder aus den Sicherheitsnetzen hüpfte und sich zurück in den Hohe-Häuser-Kampf warf. Ich selbst war noch zu klein, um die Chruschtschowkas edelmütig zu erklimmen. Aber meine Mamochka zog mich ohnehin zur Seite, um mir eine viel zärtlichere Zauberei zuzuflüstern.

»Siehst du den Stern über uns, *Sinulja?*« (Söhnchen)

»Ja.«

»Streck deine Hände nach ihm aus.«

»*Tak?*« (So?)

»Da. Aber verbinde deine Daumen und mach deine Handflächen ganz auf. Wenn du Wärme von dem Stern spürst, ist es dein Stern. Wenn du aber Kälte fühlst, ist er nichts für dich. Vergiss ihn und geh weiter.«

Würde ich diese Worte meiner Mutter heute beherzigen, müsste ich sie vergessen und weitergehen. Denn von ihr geht die Kälte des Kriegs aus, die große, autoritäre Gewalt des Kremls, die von allen Seiten herandrängt. Sei es aus Russland über die Ukraine oder China, Ungarn, Italien, Frankreich vielleicht und erst recht aus dem wieder grandiziösen Amerika. Nicht zuletzt von deutschen Faschisten, die immer mehr Wahlen gewinnen. Ich fühle mich nicht bereit für all diese heranrauschende Gewalt. Das dumme Glück hat mich zu weich gemacht. Aber wenigstens konnte ich die Gewalt bisher der Außenwelt zuschreiben. Eine Grenze zwischen mir und ihr ziehen. Das geht nicht länger, wenn sie im Innersten der Familie gutgeheißen wird, von der eigenen Mutter. Das demoralisiert. Das demoralisiert gewaltig.

Dem Wetterreporter des russischen Staatsfernsehens mag sie wohlwollend widersprechen. Den russischen Nachrichten, die von einer gerechten Spezialoperation gegen das ukrainische Naziregime faseln, stimmt sie aber zu. Gibt allen außer Russland die Schuld. Der Nato, Amerika, der Ukraine und in gewisser Weise auch mir. Weshalb? Das will ich gar nicht mehr wissen. Ich bin mittlerweile völlig unwillig, meine Mutter zu verstehen. Selbst wenn es fast mehr wehtut, diese Hoffnung auf Verständnis zu begraben.

Wenn wir beide miteinander reden, fühlt es sich manchmal so an, als wäre uns nur noch die gemeinsame russische Sprache geblieben. Dabei waren wir noch nie weiter von einer gemeinsamen russischen Sprache entfernt. Und dennoch habe ich fast anderthalb Stunden an meinem russischen Sprachinhalator gehangen, bevor ich zu Besuch kam. Und gelesen. Nach etwa einem Jahr Invasion beschloss ich, trotz des russischen Terrors täglich genauso viele Seiten russischer Literatur zu lesen, wie

ich Lebensjahre zähle. Aktuell also 36 Seiten täglich. Um etwas, das ich gar nicht näher bestimmen kann, nicht an die Vergangenheit zu verlieren. Möglichst halblaut, damit ich meine Muttersprache von mir selbst höre. Nicht von meiner Mutter. Ich trage eine Sprache wie ein Verbrechen in mir und liebe sie doch, bei aller Schuld. Neben aus der Ukraine geflohenen Menschen stehe ich stumm wie ein Baumstumpf. Zumindest bis ich einige von ihnen ebenfalls Russisch sprechen höre.

»Auf der Schnellstraße nach Irkutsk kommt es vermehrt zu Sperrungen«, mahnt der russische Wetterreporter währenddessen weiter vor den russischen Naturgewalten. Im Bild: lauter Autos und Busse, die sich gegen die Sperrungen sperren und weiter auf die R255 zwischen Nowosibirsk und Irkutsk drängen.

»Mama, fällt dir etwas am Wetterreporter auf?«

»Nein. Was denn?«

»Na ja, er steht im Schneesturm bei minus 30 Grad und warnt vor der lebensgefährlichen Kälte.«

»Ja? Und?«

»Aber trägt keine Mütze. Warum trägt er keine Mütze?«

Sie stutzt. Und schaut kurz anders auf ihr Fernsehrußland. Nicht kritisch, aber immerhin verwundert.

»Stimmt. Seine Stirn ist schon knallrot«, sagt meine Mutter, einem universellen Schmunzeln relativ nah.

Einen Moment lang schweigen wir friedlich. Und warm, dank des vor sibirischer Kälte warnenden russischen Wetterberichts.

## Der Магазин – Russische Spezialitäten

Unser dritter Frühling in Deutschland, lila Fliederstaub schwebt zwischen ausgebleichenen Leipziger Plattenbauten. Wie Schmetterlinge um sozialistische Skelette. Oder aber deutsche Zehn-Mark-Scheine – je nachdem, was man vor den wiedervereinigten Augen hatte, eine gute Handvoll Jahre nach dem Mauerfall. Wobei die Wohnkomplexe ringsherum immer noch gnadenlos arbeitestaatlich dastanden: kollektivbetoniert, sozialistisches Elfgeschoss an Elfgeschoss an Elfgeschoss. Sodass der wiedervereinigte Wind in den wenigen Quadratgassen manchmal ganz schön Wucht bekam. Dann flog alles noch viel schneller, regelrechte Fliederautobahnen in der Trabantenstadt.

Ich war elf und hielt die Geschichten über diese Fliederflüge zuerst bloß für ostdeutsche Ammenmärchen. Wobei ihre Erzähler nicht gern hörten, wenn man ihre ostdeutschen Geschichten als ostdeutsche Ammenmärchen bezeichnete. Nein, sie bestanden darauf, dass es ostdeutsche Legenden seien. Denn jeder weiß doch, dass ostdeutsche Legenden nichts anderes als ein eingeschworenes Kollektiv von Halbwahrheiten sind. Und ostdeutsche Halbwahrheiten bestäuben die Wirklichkeit bekanntlich ebenso real wie Fliederpollen. Wenn der Frühlingswind also halb wahr genug durch die Platten pfiß, konnten sich die Pollen so wild zusammenballen, umherbefruchten und wiedervereinigen, dass ganz eigentümliche neue Wesen aus ihnen hervorgingen. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen, in der wiedervereinigten Plovdiver Straße. Da stolzierten aus einem

dieser violett vibrierenden Befruchtungsbälle plötzlich zwei Herren in Anzügen hervor. Mit Aktenkoffern und Krawatten und goldenen Uhren und überhaupt allem Geldgeschäftlichen. Und aus diesen zwei Herren blüeteten wiederum weitere Dutzend solcher Herren. Diese Herrschaften ließen sich allerdings keine Sekunde lang anmerken, dass sie Auswürfe des wendigen Windes sein könnten. Und marschierten schnurstracks auf sämtliche Elfgeschosser zu. Um den Wiedervereinigten darin Aktien der Deutschen Telekom zu verkaufen. Wie die Unbeirrbarkeit höchstselbst in Lackschuhen traten sie auf. Durch sämtliche Haustüren und die mit Hakenkreuzen beschrifteten Fahrstühle hoch. Irgendwann öffneten auch Mama und Papa ihnen die Tür. Baten sie herein, durch unseren Korridor in Ziegelmustertapete von Möbel Höffner. Stellten die Musik von Wladimir Wissotzky leiser, der ihnen reibeisenstimmig von einer staubigen sowjetischen Stadt sang, in der die Menschen nicht länger wie Menschen aussehen. Bloß noch schwarze Gesichter, sodass man weder Freund noch Feind in ihnen erkennen kann. Auf unserem Wohnzimmertisch wurde Platz gemacht für die betörend lila hereinwehenden Unterlagen, Notizblöcke voller Diagramme und Taschenrechner. Mama und Papa boten den Fließerfinanciers zur Feier des Tages eine Schüssel *Yxa* an. Die wohl herzlich einfachste und russischste aller russischen Fischsuppen. Aber da rümpften die Herren nur ihre Goldnasen.

Wahrscheinlich roch unsere Familie 1997 an sich noch stark nach Ukraine. Papa und ich schworen weiter auf das ukrainische Mineralwasser aus Myrhorod, das all unseren wiedervereinigten deutschen Bekannten viel zu salzig schmeckte.

»Deine drecksche Russenplörre kannst du in deinen hässlichen Pisspott kippen«, hat beispielsweise Patrick Karolat aus der 5a über meine geliebte *Mirhorodskaya* geätzt. Und sie angewidert ausgespuckt.

Mama schminkte sich weiterhin so, als würde draußen der glamouröse Kreschatik warten, voller makellos kosmetisierter Kyjiwer Konkurrentinnen. Statt grüner Latzhosen und Hecken-scheren im Rahmen der Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, zu denen sie vom wiedervereinigten Amt eingeteilt wurde.

Meine Eltern stimmten also zu, an der Finanzmarktkapitalisierung der Deutschen Telekom teilzuhaben, aus unserem Plattenbau heraus. Und investierten fast alles, was sie in Kyjiw jahrelang angespart hatten. Vielleicht weil sie deutsche Unternehmen damals noch für unverwüstlich hielten. Sich zum Abschied an einem ähnlichen Siegerlächeln versuchend, wie die sofort nach Signatur zum Hakenkreuz-Fahrstuhl eilenden Herren. Nein, nach dem Flieder der Sieger sah das alles eher nicht aus. Ich ging auf unseren Balkon und schaute den Herren hinterher. Von der unguten Ahnung beschlichen, dass diese Gestalten vielleicht doch nicht so grandiose Geldgötter sein könnten. Spätestens als sie einem aus den wiedervereinigten Büschen auftauchenden vietnamesischen Mann verstoßen zwei Blöcke Marlboro abkauften und diese hastig in ihre glorreichen Aktenkoffer stopften. Den relativ ehrlich arbeitenden vietnamesischen Verkäufer ins wiedervereinigte Gebüsch zurückschubsend. Wenige Meter weiter hielten zwei Neonazis einen dritten Neonazi fest, damit ein vierter Neonazi dem Festgehaltenen aufs Maul hauen konnte. Mit einem massiven wiedervereinigten Schlagring. Neonazi Nummer vier rief: »Wenn du dich wie eine geizige Judensau aufführst, Moarcel, dann wirste von uns ooch wie eine Judensau geklatscht!« Zum Glück zauberte der Frühling alles gütig, und die Platzwunden des Zusammengeschlagenen wurden sogleich vom herangewehten Flieder getüncht. Die Fliederaktienhändler schritten indes souverän an der Judenbestrafung vorbei.

Das Investment stank ab wie Fischsuppe. Und von den gerade noch übrig gebliebenen zweitausend Mark beschloss meine Mutter, den Магазин zu eröffnen. Papa beschloss das zwar auch, aber eher als post-entscheidende Zweitstimme. Vielleicht wurde der Магазин das neue Lebensmodell meiner Eltern, weil Handel alles war, was sie kannten. Sowohl aus der Sowjetunion als auch den wahnwitzigen Jahren danach. Wenn es Produkte gab, musste man schnell handeln. Und wenn es keine Produkte gab, die Regale immer wieder leer standen und der Staat vor dem Zusammenbruch – musste man erst recht HANDELN.

Oder aber die russischen Spezialitäten – Kaviar, Flusskrebse in Tomatensauce, gezuckerte Kondensmilch, *Mirhorodskaya*, aus echter Birke gemachte Birkengemälde, die CD mit den größten (und bedrückendsten) Hits von Wladimir Wissotzky – all diese Dinge waren etwas Vertrautes, Verständliches und Eigenes. Etwas, woran man sich festhalten konnte. In einem ansonsten völlig fremden, fliederflüchtigen und feindseligen Umfeld.

Den Namen *Magasin* empfahl ein deutscher Bekannter. Магазин, weil dieses Wort für Lebensmittelladen den lange zwangsberussten Leuten aus der DDR noch ein Begriff sei. Und so stand es dann auch in dicklich grünen kyrillischen Buchstaben am Schaufenster: Магазин. Darüber eine Weißfläche, kremlrot und elegant kursiv überschrieben: *Russische Spezialitäten*. Die Räumlichkeit mieteten Mama und Papa im Westen der wiedervereinigten Stadt. In moneymaking Kleinzschocher.

Von da an fuhren die beiden abwechselnd nach Kyjiw, um unsere Waren handzuverlesen. Mit riesigen Taschen voll ukrainisch-russischer *Spezialitäten* zurückkehrend: Matrjoschkas, schwarze Schatullen mit russischen Landschaften oder noch lieber Märchenmotiven verziert, feierlicher Krimsekt. Doch

obwohl ich diese Dinge wunderschön fand, stimmten sie mich auch traurig. Ja, nun waren diese Prachtstücke aus Kyjiw bei uns, aber eben dadurch noch viel unerreichbarer. Die *Kyjiw-ljani* hatten sie immer zur Verfügung. So wie sie auch stets zu einem Spitzenspiel von Dynamo Kyjiw gehen konnten. Oder darauf bauen durften, dass ein gesellschaftlicher Grundrespekt für *Mirhorodskaya*-Mineralwasser fortbesteht. Wir mussten für all das dreißig Stunden Bus fahren, durch drei wiederent- einigte Länder hindurch. Außerdem könnte jederzeit Patrick Karolat aus der 5a mit seinen Eltern reinkommen, probieren, ausspucken und pöbeln: »Steckt euch eur'n Trecks-Магазин in eur'n hässlichen Russenpisspott! Das Gelumpe, ey! Bevor'sch eure Salzseiche trinke, sauf'sch libber aus der Gloschüssel!«

Verrückt eigentlich, dass man immer in der Öffentlichkeit einkauft. Es ist doch total intim, was man so sehr haben möchte, dass man Geld dafür ausgibt. Erst recht bei uns im Магазин. Wo auf einer der mitgebrachten Matrjoschkas unsere ganze Familie gemalt wurde. Mitglied für Mitglied, Holzpuppe für Holzpuppe. Papa als größte Matrjoschka, etwas zaghaft hinter seiner Brille lächelnd, ein in Osteuropa absolut original erhältliches Shirt von Calvin Klein tragend (bisschen anders buch- stabiert vielleicht). Dann Mama, kyjiw-kompatibel geschminkt, mit viel russischem Rotgold behangen und sibirischer Katze auf dem Schoß. Ich, jubelnd im Trikot von Dynamo Kyjiw, einen Fußball auf dem Kopf. Großmutter gespannt vor der Wetterkarte. Diese ukrainische Matrjoschka stand dann auch als erste *Russische Spezialität* im Schaufenster.

Nur über unseren russischen Boden gab es kurz vor der grandiosesten russischen Eröffnung, die Kleinzschocher je gesehen hat, Streit. Das eigentlich schmucke alte Fischgräten- parkett des Raums schien Mama plötzlich zu dunkel für einen Магазин. »Dann sieht man die Produkte nicht!«, warnte sie.

Also kam Onkel Jakob zu Hilfe, mit goldenen Händen von Gott beschenkt und vielleicht deshalb stets ein Summen auf seinen Lippen. Bis es daranging, die Räumlichkeiten für den Магазин zu renovieren, wusste ich ehrlich gesagt gar nicht, dass wir einen Onkel Jakob in Deutschland haben. Oder überhaupt irgendwo. Unser lieber Onkel Jakob also kam gerannt und überdeckte das Parkett noch fix mit hellerem, krankenhaushausgrünem Linoleum. Ging nach getaner Arbeit allerdings sehr verstimmt, ja richtig angefasst davon.

## Auf russischem Boden

Drei Jahre später wische ich ebendiesen grünrussischen Boden, nach der Schule im Магазин aushelfend. Mama erledigt die Abrechnungen im Büro und schreibt neue Bestelllisten. Eigentlich ist es eher ein fensterloses Kabuff hinter dem Verkaufsbe- reich. Wo das trübe Sparlampenlicht einem die Augen verdü- ssert und Aktenordnertürme noch den größten Menschen unter sich begraben könnten. Aber Mama kommt dort irgendwie zu- recht, sogar ganz ohne Sauerstoff, ausschließlich zigarettenbe- lüftet.

Papa sitzt an der Kasse und führt so eine Art Verkaufsges- präch. Mit Yashka, dem ewigen Draufgänger. Yashka hat sich längst sein ukrainisches *Obolon*-Bier gekauft. Bleibt aber da und will wie immer noch quatschen. Er hockt sich auf einen Stapel Gratismagazine, *Russkaya Germania* («Russisches Deutsch- land»), die sehr gern von den *Nashi* mitgenommen werden. Also vorausgesetzt, Yashka sitzt gerade nicht drauf. *Nashi*, das sind *übersetzt* die Unseren, womit eigentlich alle Osteuropäer gemeint sind.

Tatsächlich gibt es neuen russischen Gesprächsstoff. Ge- nauer einen neuen, überhaupt erst den zweiten demokratisch gewählten Präsidenten Russlands. Von Aufbruchsstimmung ist aber eher wenig zu spüren. Unsere (chinesischen) Russland- fähnchen dümpeln weiter unbegeehrt im Regal für Gemischtes. Neben Nudelhölzern und Sonnenblumenkernen.

Ein *KGBschnik*, raunen die meisten *Nashi* über den neuen Präsidenten. Einer vom ebenso blutigen wie ewig sowjetischen

Geheimdienst. Eigentlich raunen die Unseren auch nicht, eher reden sie dieses Wörtchen *KGBschnik* zügig und unwillig von sich weg. Bevor es Ansprüche auf ihre Zungen erhebt. Einmal zu lange über die Vergangenheit geredet, zack, schon sitzt bei ihr im Verhörzimmer! Aber nicht Yashka. Nein, Yashka nuckelt schon sein drittes *Obolon*-Bier leer und posaunt fluchend rum: »Vollgewichster *KGBschnik*! Und wenn schon, *bljad*? Wir haben das 21. Jahrhundert, *nachuj*! Dieses Jahrhundert klaut uns keiner! Lange wird sich der alte *KGBschnik* nicht an der Macht halten, *bljad*!«

Papa sitzt an der Kasse, nestelt an seiner Brille und antwortet nicht viel darauf. Genau genommen nichts, er lässt Yashka und das Bier reden:

»Na ja, aber dass er den Tschetschenen mal richtig Restgeld gegeben und da aufgeräumt hat, *nachuj*. Das war stark! Scheißmusulmanen, noch mal trauen die sich sicher nicht, Russland zu terrorisieren, *bljad*! Ljonja, kannst du mir noch eine Flasche Bier anschreiben? Sei ein Bruder!«

Papa schreibt für Yashka an, aber hält sich die Zunge für das neue Jahrhundert lieber unbeschrieben. Erst als Yashka rotzenstraff raustorkelt, meint Papa leise über den neuen Präsidenten: »Ein *KGBschnik* hat nur eine bestimmte Art, die Welt zu sehen. Nur eine Art, zu denken. Der ist immer noch im Kalten Krieg und kann richtig gefährlich werden, wenn man ihn lässt.« Als Papas Blick auf meinen triefenden Mopp fällt, plagen ihn allerdings akutere Sorgen: »Das ist viel zu viel Wasser, Dim! Du machst ja richtige Pfützen! Das ist schlecht für das Linoleum!«

Ich wringe aus und wische weiter vor dem Getränkeregal. Das nimmt auf der linken Seite fast die Hälfte der Ladenfläche ein. Die Limonaden strahlen lila, rot, grün, golden und enthalten genug Farbstoff, um ein Einhorn anzulocken. Buratino, Djues, Rosinka, Tarjun – unser Магазин bietet sämtliche sow-

jetischen Erfrischungsklassiker. Ich frage mich, wie übersüßte Limonaden eigentlich ins sozialistische Weltbild passten. Ich meine, so dekadent viel Zucker, ist das nicht was für Reiche? Vielleicht kalkulierten die alten sowjetischen Präsidenten ja, dass man den Leuten ab und an eine Limo lassen muss. Weil sich sonst zu viele ungesüßte Worte in ihren Mündern stauen und irgendwann sauer herausschießen. Also ließ man die Limonade lieber in die eigene Ideologie einfließen: »Seht her, ihr abgehobenen Kapitalisten! Unsere sozialistische Limonade ist genauso süß wie eure Cola! Aber alle kriegen sie in gleichen Mengen!« Darauf konnten die kapitalistischen Präsidenten natürlich kontern: »Seht ihr, eure Limonade ist genauso süß wie amerikanische Cola! Und jeder eurer Arbeiter und Bauern träumt in den Trinkpausen vom maßlos süßen Leben!«

Hinter den Getränken kommen erst die Konservendosen und dann diverse Kühlschränke. Voller Quark und Käse und Kefir und Weißkraut (die *Nashi* kaufen Weißkraut wie wild, wirklich, als ob Gold drin wäre). Dann folgt die große Theke mit Fleisch und Fisch. Ich könnte schwören, dass ich die Fische manchmal mit meinen Eltern reden höre. Und dass sie dabei immer ganz frech kichern. Zu mir haben sie aber noch nie etwas gesagt. Diese Wichtigtuere ... In der Mitte ist der Магазин von vier weißen Säulen durchzogen. Dick und schmucklos und auch ein bisschen unpassend unter der supersachlichen grauweißen Kassettendecke. Es ist übrigens gar nicht so leicht, um die Säulen herum zu wischen. Weil man auf ihrem Weiß sofort die hässlichen Schmutzspritzer sieht.

DING-DONG.

Der Bewegungsmelder am Eingang des Магазин schrillt. Er ist so laut eingestellt, dass man ihn noch in Kyjiw hören könnte. »Privet!« ruft Ira und schlendert gemächlich herein. Ira ist als zusätzliche Verkäuferin angestellt. Halbtags ab 14 Uhr, so ähn-

lich wie ich nach der Schule. Wenn Mama und Papa einen Termin haben, schmeißen wir den Магазин manchmal zu zweit. Und die Geschäfte gehen gut. Die Rede ist sogar von einem Lager, hinten in Großschocher, für deutschlandweiten Großhandel. Bald ist der Магазин größer als die Telekom! Und das, obwohl der Bewegungsmelder sogar unsere Stammkunden regelmäßig beim Eintreten aufscheucht. Mama besteht aber auf dieser Lautstärke, damit sie auch hinten im Kabuff noch hören kann, wenn jemand reinkommt. Besonders, weil sie neuerdings russisches Fernsehen im Büro empfängt. Nicht wegen der Nachrichten und des neuen russischen Präsidenten. »Politik ist mir egal«, hat sie schon häufig gesagt. Auch nicht der fernen Wetterberichte wegen. Sondern weil sie die russischen Krimiserien so sehr vermisst. Ich persönlich finde nicht, dass die russischen Krimis allzu anders sind als die deutschen. Auch der russische Kommissar hat einen Schäferhund. Und der Schäferhund klaut ihm immer die Wurst. (Das ist lustig, weil der Kommissar die Wurst gern selbst gegessen hätte.) Fast wie ein Diktator, der einem das Jahrhundert immer ganz knapp vor der Nase wegschnappt.

Mama hat ebenfalls darauf bestanden, dass wir Ira einstellen. Weil Mama sich sicher war, dass Ira stets unfreundlich zu unseren Kunden sein würde. Auf die gute alte, authentisch sowjetische Art. Sodass die Kunden sich ordentlich an ihr abarbeiten müssen und unsere territoriale Autorität respektieren. Seitdem streiten Mama und Ira tagtäglich darüber, wie der Магазин zu laufen hat. Und scheuchen Papa herum, der theoretisch Geschäftsführer ist. Papa mag Ira nicht zuletzt, weil sie auch eine Jüdin ist. Was Ira aber ein wenig versteckt hält und nie erwähnt. Oder es bedeutet ihr einfach nicht so viel. Bei den *Nashi* weiß man das selten so genau. Ich mag Ira jedenfalls. Sie ist nicht viel älter als meine Eltern, wirkt aber jünger mit ihrem

wuschigen Lockenkopf. Was nicht heißt, dass Iras Locken locker wären. Seltsamerweise sehen sie irgendwie starr und sogar streng an ihr aus. Darunter zeigt sie auch ein recht striktes Gesicht, das wiederum eine ganz eigene Fröhlichkeit schlecht verbirgt. Zumindest mir gegenüber. Ira lacht mich immer ein wenig aus bei der Arbeit. Aber so, dass ich mich von ihr gemocht fühle. Sie lacht mich eher ein, damit ich mich nicht ausgeschlossen fühle. Heute bildet da keine Ausnahme: »So wie du den Boden wischst, wird nur das Wasser dreckig, Dimchik«, scherzt sie. »Mach doch noch die rechte Seite, und dann wische ich noch mal richtig. Aber nimm weniger Wasser. Das ist schlecht für ...«

»Das Linoleum, ich weiß schon, Irochka.«

Auf der rechten Seite des Магазин sind vor allem die Souvenirs, die Schmucksektion mit einer sich automatisch drehenden Panoramavitrine und dem russischen Bücherregal. Vor diesem hege ich eine gewisse Ehrfurcht, denn die darin aufbewahrten Bücher sind alle fehlerfrei auf Russisch geschrieben, ganz ohne fehlende Wörter. Ich wünschte, ich könnte mich einfach vor sie stellen, ganz tief Luft holen und all die Wörter darin einatmen.

Ich mag nicht der Bodenwischer des Jahrhunderts sein, aber helfe gern in unserem Магазин aus. Bei Mama, Papa und auch Ira, in unserer kleinen russischen Welt. Wo wir sicher und nicht länger Fremde sind. Aber wenn ich die *Nashi* bedienen soll, habe ich immer etwas Angst, dass mir die russischen Wörter fehlen könnten. Vielleicht weigern sich die Fische auch deshalb, mit mir zu sprechen. Weil ich ständig durcheinanderbringe, welche Fischart wie auf Russisch heißt. So wie ich ständig *Ljudi* und *Cheloweki* verwechsle. Leute und Menschen. Aber je nachdem, wie viele Personen es sind, ist nur eines dieser Wörter richtig. Wobei nichts davon so sehr wehtut, wie wenn mir die russi-

schen Wörter fehlen, um Mama und Papa mitzuteilen, was ich fühle. Und wenn die Wörter mal fehlen, dann nehmen diese fehlenden Wörter so unglaublich viel Platz in einem weg. Mein Kopf, meine Augen, mein Mund, meine Kehle, meine Brust, mein Herz – alles ist plötzlich voll mit fehlenden Wörtern. Als würden die fehlenden Wörter in einem anschwellen. Ich halte mich daher ständig bereit, so zu tun, als wäre alles, was ich auf Russisch sage, ein Witz gewesen. Von wegen: *Haha, ich habe absichtlich das Verb total falsch konjugiert, ist das nicht total witzig und cool?* Aber für diese »Witze« werde ich definitiv ausgelacht. Besonders von Mama. Und auch Ira. Die zwar aus dem ukrainischen Schytomyr stammt, doch russischsprachig ist. Dann fühle ich mich wie ein Fremder in unserem Familienbetrieb. Und ganz grundsätzlich wie Mangelware. Und was den Videokassettenverleih anbetrifft, bin ich sowieso völlig verloren.

Die *Nashi* spüren die fehlenden Wörter, mein Stocken und die Fremdheit darin sofort, fürchte ich. So wie sie unverzüglich wittern, dass ich von den tausend Weißkrautsorten Wolgograds keinen Schimmer habe. Und auch ihre Tomatentrauer nicht teile. Die *Nashi* weinen ständig den Jahrhunderttomaten der Sowjetunion hinterher. Man könnte meinen, die verlorenen Tomaten seien die größte osteuropäische Katastrophe des 20. Jahrhunderts.

Mit deutschen Kunden habe ich solche Probleme nicht. Dabei sind die nicht weniger *Магазин*-melancholisch. Geradezu verschwörerisch lächeln einen die alten DDR-Hüpfen an, wenn sie Buchweizen, Kwas und Smetana kaufen.

»Sie müssen wissen, wir waren 1979 noch in der DDR«, Kunstpause, »der ehemaligen, für sieben Tage in Krasnojarsk!« Und dann schauen sie einen so seltsam bedeutungsschwer an. Scheinen etwas zu erwarten, nur was? Einen jahrhundertleidenschaftlichen Bruderkuß? Ich bin vierzehn. Und fühle mich

in solchen Situationen wie ein historisch-slawischer Pfandautomat. Man wirft eine übrig gebliebene Nostalgie ein und erhält ewige Einheit zurück: »Und jetzt haben Sie ja auch einen neuen Präsidenten, der sogar Dresden kennt und Deutsch kann! Gesine, willst du noch eine Sowjetlimonade?«

»Ljooooonja!«, kommandiert Mama zackig Papa zu sich hinter ins Kabuff. Ein sehr guter Moment, um bei unseren Pralinen zu wischen. Zu denen ich zwar permanenten, aber nicht unumschränkten Zugang genieße. Die meisten von ihnen schmeckten schon vor einem halben Jahrhundert so köstlich, als noch niemand je im Kosmos gewesen ist. Bei den ganz teuren Marken für 9,99 das Kilo (wir haben sie in drei Preisetagen aufgeteilt) hadere ich immer ein wenig, bevor ich sie aus dem Regal nehme. Aus Eigenbedarf. »Was stehst du nur so verstohlen bei den Pralinen, Dimchik?!«, ruft Ira, die mich beobachtet haben muss. »Greif doch einfach zu. Du bist doch der Sohn des Geschäftsführers, verhalte dich auch so!«

Mache ich doch, der wird auch die ganze Zeit rumgescheucht!

»Und gib mir mal den Mopp.«

Ira nimmt den Wischmopp und schlurft betont langsam hinter zur Fleischtheke, um noch mal ganz von vorn aufzuräumen. Sie erledigt eigentlich alles aufreizend langsam. Ein neuer Präsident, der Ira ein Jahrhundert stehlen will, müsste richtig Zeit mitbringen. Vielleicht hat sie sich diese Grundgeschwindigkeit ja als politischen Selbstschutz im sowjetischen Schytomyr zugelegt. Um etwaige *KGBschniks*, die auf sie angesetzt sind, zu zermürben. Wahrscheinlich ist Ira irgendwann direkt zum Geheimagenten gewatschelt, hat das Türchen seines kleinen Überwachungswagens aufgemacht und gespottet: »So auffällig, wie du abhörst, summen nicht mal die Fliegen ihre Geheimnisse aus, Genosse!«

DING-DONG.

»Du liebe Güte, schreit das Teil einen an!« Onkel Jakob erschrickt wie immer an der Pforte.

»*Brrrudrrrr*«, ruft Papa flachsig, das R maximal russisch ausrollend. Onkel Jakobs R klingt dagegen immer ein wenig wie ein Ch, als hätte er einen Brotkringel in der Kehle und würde versuchen, ihn rauszudrücken. Ich habe Onkel Jakob gern, weil er so ruhig und unaufdringlich ist. Und nicht zu urteilen scheint. Außerdem summt er immer Melodien. Mit seiner wie ein Schnabel aussehenden breiten Spitznase und der klobigen Brille darauf sieht Onkel Jakob trotzdem ein bisschen wie eine sehr gebildete Ente aus. Unter dieser Brille schielt er auch ein wenig, so wie Papa. Wie genau die beiden verwandt sind – reine *Brrrrrüder* sind sie nicht –, habe ich noch nie ganz begriffen. Papa hat es mir mehrmals versucht zu erklären, aber russische Verwandtschaftsschemata sind ein ganz schön eigenartiges System. Bei dem man irgendwie als Zweitcousin dritten Halbgrades zu 0,0235 Prozent supernah verwandt sein kann.

Die »*Brüdrrrrr*« haben übrigens nie miteinander abgesprochen, die Ukraine für Deutschland zu verlassen. Dort auch gar keinen Kontakt gehalten. Sie sind sich eines Tages rein zufällig beim Globus-Supermarkt in Paunsdorf über den Weg gelaufen. Bei der Fleischertheke, um den riesigen Schweineleberkäse im Brot für 1,50 Euro zu bestellen. Wie sich jüdische Diaspora eben in der Welt wiederfindet. Heute braucht Onkel Jakob wieder russische Mayonnaise. Für den »Salat«, den seine Frau Sweta damit macht. Er greift die Packung mit seiner guten Hand. Onkel Jakob hat von der Idee her zwei nicht nur gute, sondern göttliche Hände. Mit denen er die Welt nachbauen könnte, summend. Aber seltsamerweise steckt seine Linke schon seit Ewigkeiten in einem Verband. Locker schon zwei Jahre, wenn nicht sogar drei.

»Dimatch, *Privet!*«

»*Privet*, Onkel Jakob! Sag mal, was ist denn eigentlich mit deiner Hand passiert? Du wirst den Verband ja gar nicht mehr los.«

Bevor Onkel Jakob antworten kann, hakt ihn Papa unter, und sie scharwenzeln zusammen vor die Tür.

DING-DONG

Und sie sind draußen.

»Warum nimmst du dir nicht mal ein Eis und gehst ein bisschen in die Sonne, Dimchik?«, lacht Ira mich raus an die Sonne.

Aber gern doch! Ich schnappe mir ein *Plombir*-Eis und bin schon fast in der Pause. Als ... DING-DONG ... ein Mann in militärischer Camouflagekleidung in den Магазин schießt. Und drei russische Kriegsfilme zurückbringen will, die er bei uns geliehen hat. Aber dalli. Mama ist hinten mit Verwalten beschäftigt, Ira wischt, Papa und Onkel Jakob plaudern draußen. Und der Mann in Camouflage hat sich inzwischen vor mir aufgebaut, in Erwartung, bedient zu werden. Verdammst! Dabei ist das russische Wort für Verleih so lustig. »*Na Prokat*«. In einem lustigen Jahrhundert kann man dieses Wort als »zum Rumrollen« übersetzen. *Ich hätte gern drei russische Kriegsfilme zum Rumrollen bitte!*

»Semenow ist der Name«, brummt der Mann betont ungeduldig und starrt auf das Büchlein mit den Ausleihen. Die werden bei uns kyrillisch und per Hand notiert. Familienname, Film und Datum. Das ist das Problem. Mir fällt es äußerst schwer, russische Handschrift zu entziffern. Und noch schwerer, das zuzugeben. Obwohl es überhaupt ein kleines Wunder ist, dass ich Russisch lesen kann. Nach nur einem halben Jahr erste Klasse in Kyjiw. Fehlende Buchstaben, diese Drecksäcke, können unendlich schrumpfen, so wie fehlende Wörter endlos anschwellen.

»Se-me-now! Was ist denn mit Ihnen?!«

Der Camouflagemann wird erkennbar säuerlich. Immerhin scheint ihn der mit russischem (armenischem) Cognac gefüllte Glasdolch in der Vitrine kurz abzulenken. Aber wie lange noch? Ira schaut schon besorgt zu mir rüber und überlegt, ob sie in Zeitlupe zur Rettung eilen soll. Die Fische beginnen ungeduldig mit ihren Schwänzen gegen die Eimer zu hämmern, die Limonade kocht böse auf, die so verehrten russischen Bücher lachen sich den Rücken krumm über meine Unfähigkeit. Die fremdbeschämten Pralinen machen sich bereit zum Abflug ins All, und die tausend Weißkrautsorten Wolgograds verbinden sich zu einem tödlichen Krautinator, der auf mich zu stampft. Die endgültige *Ver-nashung!*

Ah! Semenow! Da ist es! Glaube ich. Sieben Buchstaben, vorne auf jeden Fall ein S. Scheinbar souverän setze ich einen Strich hinter der Leihe.

Der russische Kriegs-Rumroller scheint indes nichts von meiner Panik mitbekommen zu haben und stampft ungerührt davon. Halt, nein, er wuchtet sich zurück. War es doch nicht Semenow?

»Was kostet der Dolch mit dem Cognac?«